

**HEYNE <**

## Das Buch

Das Oberhaupt der »Kirche der Seelenwahrheit«, genannt der Rote Papst, wird auf die Arbeit des jungen Neurologen Dr. Miles Fleming aufmerksam. Fleming hat mit Hilfe neuer optischer Computertechnologie bisher unentdeckte Bereiche des menschlichen Gehirns erforscht und ist in die Grenzbereiche zwischen Leben und Tod vorgestoßen, die mit wissenschaftlichen Begriffen nicht mehr zu erklären sind. Der Rote Papst sieht darin eine Möglichkeit, seine Weltherrschaftspläne zu verwirklichen, aber Fleming nimmt den Kampf auf. Er versucht nicht nur seine eigene Seele, sondern auch seine Mitmenschen vor den größt-wahnsinnigen Plänen des Roten Papstes zu retten.

## Der Autor

Michael Cordy war bis 1993 als Marketingleiter in einem englischen Konzern tätig, bis ihm mit *Das Nazareth-Gen* auf Anhieb ein Bestseller gelang, der in über 25 Ländern erfolgreich war. Mit *Mutation* konnte er sich als einer der besten britischen Thrillerautoren etablieren. Michael Cordy lebt mit seiner Frau in London.

MICHAEL CORDY

# LUCIFER

**Träger des Lichts**

Roman

Aus dem Englischen  
von Sepp Leeb

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Titel der Originalausgabe  
LUCIFER



**Mix**

Produktgruppe aus vorbildlich  
bewirtschafteten Wäldern und  
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940

[www.fsc.org](http://www.fsc.org)

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier  
Holmen Book Cream  
liefert Holmen Paper, Hallstavic, Schweden

Redaktion: Jochen Stremmel  
Taschenbuchausgabe 10/2007  
Copyright © 2001 by Michael Cordy  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2003  
by Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Printed in Germany 2007  
Umschlagillustration und -gestaltung:  
Nele Schütz Design, München  
Satz: Buchwerkstatt, Bad Aiblingen  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

ISBN: 978-3-453-72161-6

*Für Jenny*



LUZIFER: Luci-fer: aus dem Lateinischen – Träger des  
Lichts (*lux*, Licht; *ferre*, tragen)





# VORSPIEL

Das Licht der hellen runden Lampe über dem achtjährigen Kind wird schwächer, als das Anästhetikum zu wirken beginnt. Das kleine Mädchen greift nach der Hand, die neben der seinen auf dem Operationstisch liegt. Sie drückt sie, und das andere Mädchen erwidert den Händedruck. Es drückt zu, so fest es kann, denn es fürchtet, die sich ausbreitende Dunkelheit könnte sie für immer trennen. Wie viele Kinder hat es instinktiv Angst vor der Dunkelheit, denn auf einer sehr elementaren Ebene weiß es, dass Licht das Universum in zwei Teile teilt: Tag und Nacht, sichtbar und unsichtbar, gut und böse, lebendig und tot.

Doch diese Dunkelheit ist gnädig. Sie bringt Bewusstlosigkeit, bevor die chirurgische Säge in ihren Schädel schneidet. Sie kann nicht hören, wie sich das Metall mit einem schrillen Sirren durch den Knochen frisst, kann nicht sehen, wie sich die Lichter des OP in dem feinen roten Nebel aus Knochen und Gewebe brechen, kann nicht riechen, wie sich der Geruch von Blut mit dem des Desinfektionsmittels mischt.

Sie nimmt nichts anderes mehr wahr als ihr Selbst – ihr Bewusstsein –, das in einem Dunkel von solcher Intensität schwebt, dass es einen eigenen Geruch, eine eigene Farbe, einen eigenen Geschmack hat. Sie fühlt sich geborgen in diesem samtigen Zwischenstadium, wie im Mutterschoß.

Der Neurochirurg legt die Säge beiseite und schneidet mit dem Laserskalpell in das weichere Gewebe. Seine Hände sind ruhig, aber trotz aller Erfahrung ist er sich bewusst, dass diese Operation einzigartig ist: So etwas wurde noch nie versucht. Kein Lehrbuch kann ihm sagen, wo er schneiden soll.

Als ihm nach dreizehn Stunden und siebenundzwanzig Minuten eine Schwester den Schweiß von der Stirn tupft, gestattet er

sich ein erschöpftes Seufzen. Das Schlimmste ist überstanden. Denkt er zumindest.

Nur wenige Sekunden später brechen die Lebenszeichen-Monitore neben dem Operationstisch in hektisches Piepen aus.

Im selben Moment durchbohrt ein winziger weißer Lichtpunkt das samtige Dunkel, welches das kleine Mädchen umhüllt. Sie schwebt nicht mehr. Stattdessen schießt sie jetzt durch einen schwarzen Strudel auf das Licht zu. Zuerst ist es nur ein Punkt, aber sie bewegt sich so rasch darauf zu, dass das Licht als ein Kegel erkennbar wird, ähnlich dem Strahl einer Taschenlampe. Dann ist sie plötzlich in dem Licht, ist ein Teil davon. Sie bewegt sich mit solcher Geschwindigkeit, dass das Licht um sie herum stillzustehen scheint. Es ist jetzt kein kohärenter Strahl mehr, sondern es besteht aus unzähligen Teilchen, die an ihr vorbeitreiben und sich in der Dunkelheit verlieren wie strahlend helle Schneeflocken aus Licht. Sie wird sich bewusst, dass an ihrer Seite eine vertraute Präsenz ist, die sie durch den silbrigen Schneesturm behutsam auf die Spitze des Kegels, auf seinen Ursprung zu zieht. Die Verbindung ist intensiv, tröstlich. Jetzt, wo sie wieder zusammen sind, hat sie keine Angst mehr.

Dann setzen die Schmerzen ein, keine körperlichen Schmerzen, sondern emotionale, psychische Schmerzen. Gleichzeitig zieht sie etwas mit ungeheurer Kraft in den Strudel zurück, fort von dem Kegel aus Licht. Und es reißt sie von der Präsenz an ihrer Seite los. Sie versucht zu schreien, klammert sich verzweifelt an die geliebte Präsenz, die Sehne für Sehne, Zelle für Zelle von ihr losgerissen wird, während sich das zurückweichende Licht wieder zu einem fernen und kleiner werdenden Ganzen verdichtet.

Plötzlich blickt sie auf sich selbst hinab und beobachtet, wie der Chirurg und die Schwestern hektisch versuchen, sie auf dem Tisch wiederzubeleben. Der OP ist von grellem weißem Licht überflutet. Alles wirkt so klar, so hell. Sie blickt auf sich selbst auf dem Operationstisch hinab und beobachtet wie gebannt die klaffende, feucht schimmernde Wunde an der linken Seite ihres Kopfs und die zierliche Gestalt, die neben ihr unter einem grünen Tuch liegt, und dann sieht sie, wie die Schwester die Finger der kleinen Hand aufbiegt, welche die ihre so fest gehalten hatte. Sie merkt, dass sie zum ersten Mal in ihrem Leben allein ist.

# TEIL EINS

Auf der Suche nach der Seele



# 1

## **VenTec Foundation. Alaska. Neunundzwanzig Jahre später**

Nicht blinzeln zu können war das Schlimmste; das und die eisige Angst in ihrem Bauch, hervorgerufen durch das Wissen, dass sie sterben würde.

Als Mater Giovanna Bellini zu sich kam und merkte, dass sie, vollkommen bewegungsunfähig, mit kahl rasiertem Schädel und aufgespreizten Augen auf der Laborliege lag, wusste sie, welches Schicksal sie erwartete. Sie hatte nicht nur hunderten solcher Experimente selbst beigewohnt, sondern auch aktiv ihren Beitrag dazu geleistet, indem sie den Versuchspersonen die Sterbesakramente gespendet hatte. Im Gegensatz zu ihr waren diese Menschen jedoch unheilbar krank und infolge der Unausweichlichkeit ihres Todes für das Projekt unentbehrlich gewesen.

Aber dafür trugen sicher nicht die Wissenschaftler die Verantwortung. Sie hatte in den vergangenen neun Monaten mit ihnen zusammengearbeitet, ihnen bei etwas geholfen, was sie für Gottes Willen gehalten hatte. Der Rote Papst persönlich hatte sie beauftragt, den Sterbenden die letzte Ölung zu erteilen, und ihr erklärt, sie leiste damit einen wichtigen Beitrag zu einer großen und heiligen Mission. »Stellen Sie das Tun der Wissenschaftler nicht in Frage, Mater Giovanna, denn sie tragen wie Sie das scharlachrote Kreuzifix der Kirche der Seelenwahrheit auf ihrer Brust.«

Aber irgendwann hatte sie einfach nicht mehr länger Still-schweigen bewahren können. Sie war dem Heiligen Vater schon treu ergeben gewesen, als er noch ein hoher Kardinal des Vatikans gewesen war, und war ihm ohne Zögern gefolgt, als er sich von Rom lossagte, um seine eigene Kirche zu gründen. Wie sollte

sie also gerade jetzt, nachdem sie mit einer so verantwortungsvollen geistlichen Pflicht betraut worden war, das in sie gesetzte Vertrauen enttäuschen, indem sie nichts sagte?

In ihre Augen wurde eine brennende Flüssigkeit getropft, aber sie konnte nicht zurückweichen.

*Lieber Gott! Hilf mir!*

Mit letzter Willenskraft formte sie die Wörter, aber kein Laut kam über ihre Lippen. Sogar ihre Schreie waren stumm. Das paralysierende Medikament, das ihr die blonde Frau in dem weißen Schutzanzug mit dem reflektierenden Visier injiziert hatte, hatte ihren Körper abgeschaltet.

Zu Beginn der Experimente hatte Mater Giovanna das Labor jedes Mal sofort verlassen, nachdem sie der jeweiligen Versuchsperson die Letzte Ölung erteilt hatte, aber irgendwann hatte sie angefangen, noch eine Weile an der getönten Glastür stehen zu bleiben, weil sie sehen wollte, wie sie den entscheidenden Moment des Todes exakt bestimmten. Nachdem sie so die Endphase der letzten drei Experimente mitbekommen hatte, hatte sie keinen anderen Ausweg mehr gesehen, als Schwester Constance, ihrer ältesten und besten Freundin, davon zu erzählen und sie um Rat zu fragen. Schwester Constance hatte ihr versprochen, nicht gegen das in sie gesetzte Vertrauen zu verstoßen, und ihr geraten, sich direkt an den Roten Papst zu wenden und ihn darauf aufmerksam zu machen, dass die Wissenschaftler nicht warteten, bis die Patienten starben, sondern sie schon vorher töteten.

Woher wussten sie, dass sie sie verraten hatte? Und wie konnten sie es wagen, ihr das anzutun, obwohl sie doch wussten, dass sie unter dem Schutz des Roten Papstes stand?

Selbst als ihr Oberkörper aufgerichtet und die transparente Kugel über ihren Kopf gestülpt wurde, hielt sie noch verzweifelt nach einem kurzen Aufleuchten von Rot in ihren Augenwinkeln Ausschau – nach einem scharlachroten Gewand, das die Ankunft Monsignore Diageos oder vielleicht sogar des Roten Papstes persönlich angekündigt hätte. Doch sie entdeckte keinen derartigen Hinweis auf ihre Rettung, als die durchsichtige Kugel um ihren Hals geschlossen wurde.

Die Kugel hatte mehrere aus unterschiedlichen Materialien bestehende Schichten, und das durch sie gebrochene Licht war von

einer kalten Schönheit, wie Mondlicht auf einem dunklen, einsamen See, und spendete Mater Giovanna keinen Trost. Die blonde Wissenschaftlerin klappte den vorderen Teil der Kugel wie das Visier eines Astronauten hoch. Die Kontaktlinsen, die in Mater Giovannas aufgespreizte Augen eingesetzt wurden, bedeckten den ganzen Augapfel und kratzten auf der Hornhaut. Dann wurde an ihrer rechten Schläfe mit Gel eine Elektrode angebracht, worauf ihr kahl rasierter Schädel zu jucken begann.

Schlimmer als diese Beschwerden war jedoch das Wissen, dass sie nichts ahnend mit angesehen hatte, wie andere dasselbe Schicksal erlitten hatten. Man hatte ihr gesagt, dabei handle es sich um Freiwillige, die vor ihrem Ende nichts mehr spüren würden. Doch jetzt wusste sie, dass das nicht stimmte. Das machte ihr mehr Angst als alles andere; sie hatte gesündigt und musste die Absolution erteilt bekommen, bevor sie starb.

Als ihre Angst in Verzweiflung umschlug, wollte sie weinen, aber es kamen keine Tränen.

*Wo sind Sie, Heiliger Vater?*, schrie sie stumm. *Warum retten Sie mich nicht?*

»Gleich beginnt der Countdown«, verkündete die blonde Frau ruhig.

Mater Giovannas Herz, einer der wenigen Muskeln, die dem lähmenden Mittel trotzten, schlug heftig in ihrer Brust. Sie geriet in Panik, nicht, weil sie sterben musste, sondern weil sie nicht von ihren Sünden freigesprochen worden war.

*Vergib mir, Herr, und sei meiner Seele gnädig.* Das durchsichtige Visier wurde wieder nach unten geklappt. Dann drang ein geruchloses Gas in die Kugel ein und tauchte die scheidende Welt in fahles Grün. Sie hörte, wie der Countdown begann, und wusste, ihr Tod stand unmittelbar bevor.

# 2

## **Tate Modern. Bankside, London. Achtunddreißig Minuten zuvor**

Das warme Licht eines milden Oktobernachmittags hatte die Themse in geschmolzenes Gold verwandelt. Der schwarze Mercedes, der an der Millennium Bridge vorbeifuhr, war mit extrem dunkel getönten Fenstern und Spezialdichtungen ausgestattet, so dass kein ultraviolettes Licht in das Fahrzeug dringen konnte. Bradley Soames, der auf dem Rücksitz saß, blickte nach links auf die St. Paul's Cathedral hinaus, deren prächtige Kuppel dem Petersdom in Rom nachempfunden war. Auf der rechten Seite, am anderen Ufer des Flusses, ragte eine modernere Kathedrale auf – eine Kathedrale der Technologie. Der würfelförmige Ziegelbau mit dem hohen viereckigen Schornstein anstelle eines Glockenturms war einmal ein Kraftwerk gewesen. Jetzt beherbergte er der Welt größtes Museum für moderne Kunst.

In der dunkel getönten Scheibe erblickte Soames sein Spiegelbild. Er mochte sein Aussehen nicht: Mit den blauen Augen und dem gewellten Haar, das die Farbe und Konsistenz von Golddraht hatte, war er durchaus zufrieden, aber seine Haut, ein blass gesprenkeltes Mosaik aus Narbengewebe, ließ ihn wegsehen. Er wandte sich seinem Assistenten zu, der auf dem Beifahrersitz saß. »Die meisten Pressevertreter sind zwar sicher schon bei der Präsentation, Walt, aber ich möchte trotzdem den Seiteneingang nehmen.«

»Wie Sie wünschen, Dr. Soames«, erwiderte Walter Tripp, ein eleganter Schwarzer mit schütterem Haar und einer runden, randlosen Brille. Er trug einen dunklen Anzug mit weißem Hemd und blutroter Seidenkrawatte. »Der Museumsdirektor hat zwar



den Beobachtungsraum über dem Saal nach Ihren Wünschen abschirmen lassen, aber über den Eingängen gibt es keinen UV-Schutz.«

»Kein Problem, ich werde mich verhüllen.« Soames sah auf die Uhr. In Kürze würde Amber Grant in der Turbinenhalle ihre Präsentation beginnen. Bis zu seinem Auftritt bei der Veranstaltung war es zwar noch über eine Stunde, aber um zu sehen, ob sich seine Vermutungen bestätigten, wollte er Amber schon vorher beobachten.

Als der Wagen nach rechts auf die Southwark Bridge bog, krepelte er die Manschetten seines gefütterten schwarzen Jacketts nach unten und schob die Hände in die Handschuhe, die sich an ihren Enden befanden. Als der Stoff an seiner linken Hand über die noch nicht ganz verheilte Narbe streifte, wo das letzte Melanom entfernt worden war, verzog er das Gesicht. Damit auch kein noch so kleiner Fleck Haut dem Licht ausgesetzt wurde, dichtete er die Handschuhe mit Klettstreifen ab und zog sich die Kapuze über den Kopf. Dann setzte er eine überdimensionale getönte Brille auf, die seine gesamte obere Gesichtshälfte verdeckte, und brachte an der Kapuze einen Lappen an, der wie ein Schleier die untere verhüllte. Als der Wagen anhielt, war seine Haut vor der Herbstsonne geschützt.

Soames stieg aus und blickte an der fensterlosen roten Ziegelwand hoch, welche die Südfassade des Baus bildete, dann folgte er Tripp zu einem Seiteneingang. Neben dem Haupteingang waren an Fahnenstangen Banner mit dem Titel der Ausstellung aufgehängt: »The Shape of Light« (Die Gestalt des Lichts). Da Optrix Hauptsponsor der Ausstellung war und dem Museum eine Spende in Höhe von mehreren Millionen Pfund hatte zukommen lassen, hatte es für die heutige Veranstaltung, in deren Verlauf der europäischen Presse die neue Lucifer-Softscreen vorgestellt werden sollte, die Turbinenhalle zur Verfügung gestellt bekommen.

Zwei Museumsangestellte, die Soames an seiner Schutzkleidung erkannten, führten ihn durch die höhlenartige Eingangshalle, vorbei an den Besuchern, die sich um das mit Glaswänden abgetrennte Restaurant und den Geschenkladen drängten, und durch die Menschenmenge, die darauf wartete, zu den oberen Ausstellungsräumen zugelassen zu werden. In einem Lift fuhren

sie zu einem provisorisch von der ehemaligen Turbinenhalle abgetrennten Raum in der fünften der insgesamt acht Etagen hinauf. Auf Soames' Wunsch war der Raum, von dem aus er die Präsentation in der Turbinenhalle verfolgen wollte, mit einem optischen Computer mit Zugang zum Optical Internet und einem kleinen Kühlschrank voll Coca-Cola ausgestattet worden.

Sobald die Museumsangestellten gegangen waren, holte Tripp einen bleistiftgroßen UV-Detektor aus seinem Jackett und vergewisserte sich, dass der Aufenthalt im Raum unbedenklich war. Dann nickte er Soames kurz zu, worauf dieser seine Oberbekleidung ablegte und in die riesige Turbinenhalle hinabsah.

Der Anblick war atemberaubend. Die Halle war über vierzig Meter hoch und sechzig Meter lang. Anstelle von Pfeilern zog sich an den grauen Wänden ein Skelett aus Eisenstützen hoch, und das Schwindel erregend hohe Flachdach ruhte auf einem Gewölbe aus eisernen Deckenträgern. Das Rückgrat aus Oberlichtern, das die Mittelachse des Dachs entlanglief, wurde von horizontalen schwarzen Jalousien verdunkelt, und auf ähnliche Weise waren auch alle anderen natürlichen Lichtquellen abgedeckt. Quer über die Rückwand der Halle spannte sich ein weißes Transparent mit dem Logo und dem Firmenmotto von Optrix Optoelectronics »Es werde Licht«. Darunter war ein großes Podium aufgebaut, von dem man auf das Publikum aus zweihundert geladenen Journalisten, Großkunden und Meinungsmachern hinblickte. Durchbrochen wurden die exakt angeordneten Sitzreihen nur von fünf Lichtskulpturen, die fünfzehn Meter in die Höhe ragten. Von Optrix bei der bekannten Künstlerin Jenny Knowles in Auftrag gegeben, leuchteten sie in dem gedämpften Licht wie lebendige Wesen. Obwohl sie aus nichts anderem bestanden als Licht, wirkten die abstrakten Kunstwerke, darunter eine Nachbildung der Doppelhelix, eine verblüffende Interpretation der Milchstraße und eine fünfzehn Meter hohe irisierende Darstellung des Wassermoleküls, wie Skulpturen aus einem festen Material. Niemand kannte das physikalische Gesetz, das diesem Effekt zugrunde lag, besser als Soames: Licht war sowohl eine Ansammlung subatomarer *Teilchen*, so genannter Photonen, als auch eine abstrakte *Welle*.

Diesem Dualismus verlieh das sechste Exponat Ausdruck, eine Versuchsanordnung, welche die gesamte andere Hälfte der Halle

einnahm. Sie bestand aus zwei dünnen Trennwänden, die, mindestens drei Meter hoch und sechs Meter breit, parallel zueinander im Raum zu schweben schienen. Der erste Schirm war weiß und mit zwei senkrechten Schlitzfenstern versehen. Der zweite bestand, ähnlich einem Fernsehschirm, aus schwarzem Glas. Auf die weiße Wand war eine Laserkanone gerichtet, deren Strahl durch die Schlitzfenster auf den schwarzen Schirm dahinter fiel. Doch anstatt zwei senkrechte Lichtstriche auf ihn zu werfen, war darauf ein regelmäßiges Streifenmuster, ähnlich einem Strichcode, zu sehen.

Alle paar Minuten wurde das Streifenmuster auf dem schwarzen Schirm anscheinend ohne erkennbaren Grund schwächer, und der Strahl der Laserkanone löste sich in lauter Einzelimpulse auf, wie Schrotkugeln aus Licht. Jeder Impuls schien gleichzeitig durch beide Spalte zu dringen und hinterließ einen Lichtpunkt, wenn er auf den schwarzen Schirm traf. Doch statt dass sich aus den Impulsen zwei den Schlitzfenstern entsprechende Lichtstriche bildeten, entstand aus den Lichtpunkten nach und nach wieder das strichcodeähnliche Streifenmuster, das sich über die volle Breite des Schirms erstreckte. Fast war es, als würde jeder Lichtimpuls einer exakt festgelegten Choreographie folgen und seinen genauen Platz in dem Muster kennen.

Es war dieses Ausstellungsstück, das es Soames ganz besonders angetan hatte. Er wurde nie müde, die Anomalien der Quantenwelt zu erforschen, in der Teilchen, kleiner als ein Atom, den physikalischen Gesetzen spotteten, die Newton für die so genannte reale Welt aufgestellt hatte.

Als die Saalbeleuchtung schwächer wurde und die Skulpturen verschwanden, ging ein Raunen durch die Menge. Sichtbar war jetzt nur noch das sechste Ausstellungsstück, dessen einzelne Lichtimpulse auf dem schwarzen Schirm weiterhin dieses unerklärliche Streifenmuster bildeten. Sekunden später wurde der höhlenartige Raum von ätherischer Musik erfüllt, und eine nach der anderen erschienen die Skulpturen wieder.

»Willkommen im Zeitalter des Lichts«, hörte er Dr. Amber Grant auf dem Podium am Ende der Halle sagen, als die Saalbeleuchtung langsam wieder anging. »Oprix möchte heute das Mysterium des Lichts mit Ihnen feiern und Ihnen unsere Meister-

schaft im Umgang damit demonstrieren.« Sie deutete auf das Exponat mit der Laserkanone. »Zuerst das Mysterium. Stellen Sie sich folgende Versuchsanordnung vor: zwei parallele, hintereinander stehende Schirme. Im vorderen bringen Sie einen senkrechten Spalt an und richten einen konstanten Lichtstrahl darauf. Was sehen Sie?«

Sie lächelte. »Ganz einfach. Auf dem hinteren Schirm wird eine einzige senkrechte weiße Linie sichtbar, hervorgerufen von dem Licht, das durch den Spalt im vorderen fällt. Doch nun machen wir *zwei* Spalte in den vorderen Schirm und richten eine Lichtquelle darauf. Was passiert jetzt?« Dr. Grant deutete auf das Exponat. »Sie sehen auf dem hinteren Schirm nicht, wie Sie vielleicht erwarten würden, *zwei* senkrechte Linien, sondern ein Streifenmuster aus Licht und Schatten. Dieser Effekt ist die Folge von Lichtwellen, die sich von jedem der zwei Spalte ausbreiten und wie Wellen auf einem Teich interferieren. Dieses berühmte Doppelspalt-Experiment, das zum ersten Mal vor über zweihundert Jahren durchgeführt wurde, ist der unumstößliche Beweis dafür, dass sich Licht in Wellenform fortbewegt.«

Diese Feststellung ließ Amber Grant eine Weile im Saal stehen, bevor sie fortfuhr: »Dann entdeckte Einstein 1906, dass Licht nicht nur Welle ist, sondern auch eine Ansammlung subatomarer Licht*quanten* – was wir inzwischen Photonen nennen. Einsteins ursprüngliche Bezeichnung für dieses Phänomen wurde der Oberbegriff für die seltsame subatomare Welt, in der alles unterhalb eines Atoms sowohl als abstrakte *Welle* wie als substanzielles *Teilchen* existieren kann. Doch selbst dieser Dualismus ist nicht das *wahre* Geheimnis der Welt der Quanten.«

Amber Grant deutete auf das Ausstellungsstück, das wieder angefangen hatte, Lichtimpulse auszusenden. »Die Skulptur hinter Ihnen stellt eine moderne Fassung des Doppelspalt-Experiments dar. Bei diesem Experiment werden von einer Lichtquelle eine Reihe *einzelner* Lichtquanten oder Photonen ausgesandt. Doch statt entweder durch die eine oder durch die andere Öffnung zu dringen und auf der hinteren Wand einen Lichtfleck zu bilden, bewegt sich jedes Photon gleichzeitig durch beide Spalte und interferiert mit sich selbst. Wenn es durch die Spalte dringt, bildet es auf dem Detektorschirm der hinteren Wand nach und nach das

gestreifte Welleninterferenzmuster, gerade so, als wäre es sich seines individuellen Platzes sehr genau bewusst und dazu bestimmt, sich wie eine Welle zu verhalten.

Wird das Experiment jedoch mit zwei Teilchendetektoren auf der anderen Seite jedes Spalts durchgeführt, stellen wir fest, dass sich jedes Photon wie ein einziges Teilchen verhält. Wie ein Kieselstein folgt es einem bestimmten Weg durch *einen* Schlitz und trifft nur auf einen Teilchendetektor.

Diese *konkreten* Experimente deuten darauf hin, dass Photonen Bewusstsein haben. Sie verhalten sich je nach dem, wie sie beobachtet werden, unterschiedlich. Und was noch eigenartiger ist: Sie scheinen auch telepathische und hellseherische Fähigkeiten zu besitzen. Sie wissen schon, bevor sie durch die Spalte gehen, ob sie sich wie eine Welle oder wie ein Teilchen verhalten sollen. Jedes Photon scheint die Versuchsanordnung zu kennen und vorhersagen zu können, welchen Zustand es annehmen soll.«

Sie machte eine kurze Pause. »So viel zum Mysterium des Lichts. Doch wie ist es nun um unsere Meisterschaft im Umgang mit ihm bestellt? Wir von Optrix glauben behaupten zu dürfen, so tief wie kaum jemand sonst in die Quantenphysik eingedrungen zu sein und uns deshalb mithilfe dieses Dualismus die Kraft des Lichts zunutze machen zu können, das, wie wir alle wissen, das ideale Medium für Computertechnik und Kommunikation ist. Sein Leistungsvermögen als Datenträger ist kolossal: Ein einziger Laserblitz kann den Inhalt sämtlicher Bibliotheken der Welt in einer Sekunde übertragen. Es kann in so viele verschiedene Wellenlängen aufgespalten werden, wie der Regenbogen Farben hat, womit es ideal für eine parallele Verarbeitung ist. Und natürlich ist es schnell – es gibt nichts, was schneller ist.

Inzwischen ist es acht Jahre her, dass Optrix den ersten optischen Computer auf den Markt gebracht und damit die Welt verändert hat. Wenn Sie in die Anfangsjahre dieses Millenniums zurückblicken, werden Sie sich erinnern, dass Silizium als überholt galt, als man an die physikalischen Grenzen der Prozessorgeschwindigkeit stieß. Selbst bei Intel musste man zugeben, dass Moores berühmtes Gesetz, demzufolge sich die Prozessorgeschwindigkeit alle achtzehn Monate verdoppeln würde, nicht mehr aufrechtzuerhalten war.

Deshalb wurden, als der erste optische Computer – der Lucifer One – auf den Markt kam, alle bestehenden Gesetze über den Haufen geworfen. Plötzlich waren kein Prozessor-Chip auf Siliziumbasis und kein Arbeitsspeicher und keine Festplatte mehr nötig, weil der Lucifer alle diese Funktionen – Verarbeitung, Zwischenspeicherung und Speicherung der Daten – mit subatomaren Photonen erledigte. Ein Quarz-Mainboard aus optischen Schaltkreisen bildete in Verbindung mit einer Kugel, die Prozessorzellen aus gefangenen Photonen enthielt, einen Rechner mit der Prozessorgeschwindigkeit der schnellsten Sache, die es im Universum gibt. Licht. Optrix machte Moores Gesetz über Nacht zu einem Anachronismus.«

Amber schritt über das Podium. Soames konnte sie von seinem Standort aus zwar nicht besonders gut sehen, aber er konnte ihre verstärkte Stimme hören, und die atemlose Stille im Saal ließ keinen Zweifel daran, dass sie die Zuhörer ganz in ihren Bann geschlagen hatte. Es waren ihre charismatische Persönlichkeit und ihr scharfer Verstand gewesen, die ihn von Anfang an so an ihr fasziniert hatten. Dass sie auch noch blendend aussah, war eher nebensächlich gewesen. Alle diese Vorzüge würden jedoch bedeutungslos werden, wenn sich heute Abend sein Verdacht bestätigte.

Soames sah Walter Tripp an, der den optischen Computer einschaltete und den Zugangscode für den Data Security Provider der Stiftung eingab, um Zugriff auf die Live-Videoaufnahmen von einem in 7000 Kilometer Entfernung durchgeführten Experiment zu erhalten. Auf dem Photonenbildschirm, der die Bilder dreidimensional erscheinen ließ, konnte Soames sehen, wie die Glas-kugel über dem Kopf der Versuchsperson angebracht wurde. Er richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf Amber Grant. Bald würde er die Bestätigung erhalten.

»Als Geschäftsführerin von Optrix Industries«, hörte er sie sagen, »möchte ich Sie daran erinnern, wie weit wir in den letzten acht Jahren gekommen sind, wie weit wir ins Lichtzeitalter vorgestoßen sind. Oft denke ich, unser Motto ›Es werde Licht‹ sollte eigentlich lauten: ›Wir drängen die Finsternis zurück‹. Denn genau das versuchen wir die ganze Zeit zu tun. Für den Fall, dass Sie vergessen haben, Welch ungeheuren Sprung wir vollzogen haben: